



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

England und der Mahdi.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

England und der Mahdi.



Die Politik des Ministeriums Gladstone in den Angelegenheiten Ägyptens und des Sudan wird immer widerspruchsvoller und schwerer verständlich, die Lage Gordons, ihres Vermittlers in Chartum, von Woche zu Woche mehr gefährdet. Im östlichen Sudan zwar hat der Sieg, den die bessere Übung und Bewaffnung der Truppen Grahams über die fanatisch wilde Tapferkeit der Wüstenkrieger Dsman Digma errungen, diesen Feldherrn des Propheten zur Flucht nach Westen hin genötigt und die Zahl seiner Gefolgschaft, wie es scheint, erheblich geschwächt, aber das kleine englische Heer ist, nachdem es nur wenige Meilen ins Innere vorgedrungen, an die Küste zurückgekehrt, und von einer Eröffnung der Straße von Suakin nach Berber, von der man bisher viel sprach und hörte, ist kaum mehr die Rede. Gordons Lage in Chartum aber hat sich nach den letzten zuverlässigen Nachrichten bedenklich gestaltet. Die Revolution, an deren Spitze der Mahdi steht, breitet sich zweifellos täglich weiter aus und hat bereits Gebiete nördlich von Chartum ergriffen, sodaß der direkte Verkehr zwischen dieser Stadt und Kairo abgeschnitten ist. Telegramme aus Berber melden, daß beide Ufer des Nil am letzten Katarakte des Flusses bei Schelloka, wo dieser, soweit er schiffbar ist, nur 36 Fuß Breite hat, in den Händen der Insurgenten sind. Die Post muß deshalb Umwege einschlagen, und die Nilboote, welche bisher zur Fortschaffung der Weiber und Kinder nach dem Norden dienten, kommen in Berber nicht mehr an. Der Dampfer, der am 23. März von Shendy nach Chartum abging, wurde von den Aufständischen mit Flintenschüssen zur Umkehr genötigt, und so war es unmöglich, Gordon weitere Geldmittel zu senden, die er dringend bedurfte, und deren Ausbleiben ohne Zweifel seinen bisherigen Erfolgen bei dem Versuche, sich mit den Anhängern der Propheten auf leidlich guten Fuß zu stellen, ein Ende machen wird.

Alles, was jetzt von Nachrichten aus Chartum eintrifft, ist infolge dieser Lage der Dinge Gerücht, Nebel und Unsicherheit. So die Nachricht, Gordon habe in Kairo militärische Hilfe verlangt. Er hat derartiges niemals empfohlen und hat es also auch schwerlich erwartet. Alles, was er wünschte, war die Absendung einiger Schwadronen englischer Reiter von Suakin nach Berber, die Zubehr Pascha begleiten sollten, welcher im nördlichen Sudan die Ordnung herzustellen bestimmt war, ein Wunsch, der jetzt kaum noch Erfüllung zu hoffen hat. Es wird jetzt offiziell eingestanden, daß eine Krisis eingetreten ist, die einen raschen Entschluß in betreff der Alternative verlangt, ob Gordon und

sein Ablatus Stewart, die Garnisonen, die ägyptischen Zivilpersonen und die Europäer im Sudan ihrem Schicksal überlassen werden, oder ob jetzt oder im Oktober britische Truppen abgehen sollen, um deren Wegzug zu ermöglichen. Ein drittes giebt es anscheinend nicht, und jeder Tag Verzug muß die Lage verschlimmern. Schickt man jetzt Hilfe, so würde man weniger zu kämpfen aber wegen der Hitze mehr Krankheitsfälle zu fürchten haben als im Oktober. Eine mäßige Streitkraft würde jetzt vermutlich noch genügen, aber man hätte auf einen Verlust von dreißig Prozent durch Sonnenstich und ähnliches sich gefaßt zu machen. Oberst Cortlogon, der am 25. März von Chartum in Kairo anlangte, ist der Meinung, daß ein Entsatz der erstgenannten Stadt durch englische Soldaten ohne sehr große Opfer unmöglich sei. Er hält die Stadt für leicht einnehmbar, aber noch nicht unmittelbar gefährdet. Gordons Plan war nach ihm Übergabe derselben an die erste beste Autorität, die zu haben sein würde, und Rückzug mit der Garnison nach Norden. Er glaubte ferner, sich bis zum Mai halten und dann den Versuch unternehmen zu können, auf dem dann steigenden Nil Sennaar zu erreichen. Die ägyptischen Besatzungen weiter im Süden sollten sich nach Befehlen, die Elatin Bey erteilt worden waren, bemühen, irgendwo die Küste des Roten Meeres zu gewinnen, was indes für die meisten nur unter ungeheuern Schwierigkeiten zu erreichen sein wird. Gleichfalls sehr zweifelhaft erscheint uns die Nachricht, mit welcher der Bosphore Egyptien zu Ende der vorigen Woche die Welt überraschte. Nach derselben hätte ein religiöser Scheich an Gordon geschrieben und ihm das Anerbieten gemacht, er wolle Chartum im Namen des Mahdi übernehmen und den Einwohnern Leben, Hab und Gut und Handelsfreiheit verbürgen, Gordon hätte das angenommen, der Scheich wäre in die Stadt eingezogen und hätte den Mahdi unter dem Jubel des Volkes als Herrscher ausgerufen, jede Gewaltthat sei dabei unterblieben. Die Sache paßte recht wohl zu Gordons Plänen, wenn sie auch ein neuer eklatanter Beleg für das widerspruchsvolle Wesen der Gladstoneschen Politik sein würde, die dann im östlichen Sudan den Mahdi bekämpfte, während sie ihm im Westen eine wichtige Stadt schenkte. Aber die Nachricht wurde offiziell dementirt, was freilich nicht ausschließt, daß sie sich am Ende wenigstens teilweise als richtig herausstellen könnte.

Fast gänzlich im ungewissen sind wir darüber, wo jetzt der Mahdi sich aufhält und was er treibt. Obwohl die Revolution offenbar fortbauert und rasch weitere Gebiete ergreift, scheint eins ziemlich sicher zu sein: der Prophet hat an Popularität verloren, und zwar zum Teil durch eigne Schuld. Der wahre Mahdi soll nach dem Volksglauben Segen und Fülle über seine Anhänger ausströmen, dieser aber leistete bisher nichts der Art, im Gegenteil, das Volk der Gläubigen wird von ihm besteuert, und seine Krieger sind schlecht besoldet und genährt. Auch muß die Niederlage des bisher siegreichen Dsman Digma in El Obeid bekannt geworden sein und Bedenken und Zweifel hervorgerufen haben.

Dazu kommt aber noch ein wichtigeres Moment, wenn gewisse nicht unglauwürdige Berichte englischer Korrespondenten aus Kairo sich bewahrheiten. Der Prophet ist nach dem Siege über Hicks Pascha, von dessen Armee, wie man jetzt weiß, nur anderthalbhundert Mann mit dem Leben davongekommen sind, ein wesentlich anderer geworden als er früher war: er hat sich aus einem Heiligen in ein recht weltliches Menschenkind verwandelt, und das hat seinem Ansehen wesentlich Eintrag gethan.

Der Sohn des Zimmermanns von Dongola begann seine religiöse Laufbahn wie die meisten großen kirchlichen Reformatoren als Asket, und man muß nach jenen Quellen jetzt annehmen, daß er bereits im Begriffe ist, zur Rolle eines gewöhnlichen, mit dem Erreichten zufriedenen Emirs herabzusinken, der nicht erheblich besser ist als seine Nachbarn. Er war am Anfang seiner Thätigkeit als Mahdi ein vorgeschrittener Radikaler, ein strenger Muslim ohne Eigennutz, und jetzt wäre er, immer vorausgesetzt, daß die Berichte nicht zu schwarz malen, fast so schlimm wie der „unaussprechlich verderbte Türke“ in seinem Durste nach Besitz und seiner Mißachtung der Rechte anderer. Wir bezweifeln, daß es in vollem Umfange wahr ist, wenn die Berichterstatter sagen: „Dieser Mohamed Achmed, der 1880 Grundsätze wie allgemeine Gleichheit und Brüderlichkeit, ein Gesetz und ein Glaube für alle Menschen und Gütergemeinschaft verkündete, ist 1884 ein Autokrat in El Obeid geworden, der in seinem persönlichen Interesse Schätze zusammenrafft, Vorsichtsmaßregeln für deren Sicherstellung trifft und sich so in Familiensorgen verstrickt und versenkt, daß er das große Ziel seiner Existenz als geistlicher Würdenträger vergessen zu haben scheint.“ Das heißt offenbar den Mund zu voll nehmen. Wo aber ein Rauch ist, da ist auch ein Feuer, und der Mensch ist schwach und gebrechlich, und so dürfen wir wenigstens die Hälfte von diesen Anklagen glauben, und das ist immer noch genug.

Es scheint, daß die Neigung zum Heiraten einer der Hauptgründe ist, wenn es mit dem innern Menschen des Mahdi bergab gegangen ist, und wenn er an Anhängern verloren hat. Er begann in dieser Beziehung nicht übel, d. h. er verfuhr zunächst politisch. Nachdem er Jahre hindurch auf der Insel Abba, südlich von Chartum, als frommer Einsiedler gelebt und eine Schule von Derwischen um sich gesammelt, die ihn als Heiligen verehrten, und die er mit seinem Fanatismus entflamnte, erkannte er, daß es klug sein würde, sich in dieser irdischen Welt so sicherzustellen wie für die himmlische, und so heiratete er die Töchter der großen Scheichs des mächtigen Stammes der Bagara, der am obern Nil seine Herden weidet. Nachdem er sich auf diesem Wege eine gute Anzahl einflußreicher Schwiegerväter verschafft hatte, machte sich Achmed, der nun geistliche Ansprüche höherer Art erhob, mit Eifer daran, den gewonnenen Einfluß zur Stiftung von Verschwägerungen zwischen den verschiedenen arabischen Stämmen des Sudan zu verwerten, um so den Streitigkeiten, welche dieselben bis dahin getrennt und geschwächt hatten, ein Ende zu machen, was

gleichfalls eine löbliche und seinen letzten Zwecken förderliche Politik war. So war es durchaus nicht bloßer geistlicher Einfluß, wenn Mohamed Achmed, als er im August 1881 in der Rolle des Mahdi, des „Bekehrers,“ des von Mohamed verheißenen Propheten, der dem Islam seine ursprüngliche Reinheit wiedergeben sollte, auftrat, sofort eine gewisse Macht entfalten konnte. Es stand vielmehr ein Teil der eingebornen Aristokratie des Sudan hinter ihm. Sein Unternehmen mißlang ihm in Senaar, als er sich aber nach Kordofan zurückzog, wo die Häuptlinge der Bagara ihm beistanden, hatte er mehr Glück, und jetzt, nach der Hingschlachtung der Hicks'schen Armee, ist er Alleinherrscher in dieser ehemaligen Provinz des Schedivereichs.

„Aber, so fährt die eine unserer Quellen fort, der Mahdi setzte sein Heiraten in verstärktem Maße fort. Erst hatte er eine Frau, dann zwei, drei, vier. Hätte er sich mit der letztern Zahl begnügt, so würde er ein Beispiel strengen Festhaltens am Buchstaben des Koran gegeben haben, wie es im Orient recht notwendig ist. Aber nein, Achmeds Hausstand wuchs mit seinem Glücke, und jetzt soll er nicht weniger als achtzehn, nach andern Mitteilungen aus El Obeid sogar zwanzig Weiber sein eigen nennen und einen dementsprechenden Haushalt führen. Ist es unter diesen Umständen zu verwundern, wenn der schöne fromme Enthusiasmus des Derwishes von Abba einer gewissen weltlichen Gefinnung gewichen ist, und wenn er, statt stracks nach Chartum zu marschieren und dann seine Anhänger nach Kairo zu führen, wie er in jenen Tagen voll Feuereifer verhieß, träge in El Obeid verharret und sich mit Prophezeiungen und der Absendung von Aposteln begnügt? Ich will durchaus nicht behaupten, daß ein Harem von zwanzig Weibern hierzulande etwas unerhörtes wäre. Wir haben in Kairo einen Pascha, der vierzig besitzt, und der junge Emir, dem der Schedive vor kurzem Darfur zurückerstattet hat, und der, wenn er sein Land je erreicht, der nächste Nachbar des Mahdi sein wird, erfreut sich einer doppelt so starken Zahl, obwohl er kaum halb so alt als der Prophet von El Obeid ist. Nirgends in der Welt sah man einen auffälligeren Kontrast als da, wo Gordon diesen vielversprechenden jungen Sultan mit sich in den Zug nahm. »Darf ich meine Frau mitnehmen?« hatte der Emir am Abend vorher schüchtern gefragt. »Gewiß,« erwiderte der General, dann setzte er, sich der besondern Eheverhältnisse seines Reisebegleiters erinnernd, hinzu, »zwei bis drei, wenn es Ihnen beliebt.« Nun denke man sich die Überraschung des guten Herrn, als er, am nächsten Tage auf der Station Bulak-Dakrom anlangend, den ganzen langen Eisenbahnzug mit den Frauen des Emirs angefüllt fand, sodaß er und Oberst Stewart kaum ein Koupee für sich bekommen konnten. Als sie in Assiut eintrafen, mußte man dieses unbequeme Gefolge in eine besondre Dahabie verladen, und Gordon hielt den verblüfften Gebieter der Weiber nur dadurch von weiterem Lamento ab, daß er ihn zurückzulassen drohte, wenn er nicht schwiege. Als man zuletzt von ihm hörte, winselte er in Assuan

um Geld zur Weiterreise und um Nachsendung des »Nestes seiner Frauen.« Kann etwas typischer sein für die beiden Rassen, zu denen Gordon und dieser Sprößling Darfurs gehören? Der eine energisch, selbstverleugnend, für andre lebend, seine Bequemlichkeit, seine Gesundheit opfernd, sein Leben wagend für »seine armen Lämmer im Sudan,« der andre träg, üppig, selbstsüchtig, moralisch und intellektuell nichtsnutzig, nicht einmal der Anstrengung für den Gewinn eines Königreichs fähig?“

Es ist ferner sehr denkbar, daß der Mahdi, bevor er weiter nach Norden hinstrebt, sich in Sachen der Geographie etwas mehr aufklärt, in denen er bis jetzt wohl nicht besonders zu Hause war. Wenn er bis nach Stambul vorzudringen versprach, so scheint er dabei von der Annahme ausgegangen zu sein, daß der Sitz der heutigen Kalifen etwa in der Gegend des Suezkanals sich befinde, was zeigen würde, daß Kunde der Landkarte nicht in den Bereich der prophetischen Offenbarung fällt. Alles in allem genommen, hat Mohamed Achmed die Gläubigen im Sudan auch dann enttäuscht, wenn man nur einen Teil der Berichte über ihn für begründet hält, die uns von Engländern in Kairo zukamen. Seine Anhänger haben in ihm einen gebieterischen und streitsüchtigen Mann kennen gelernt, der den Verdacht erweckt, sein Interesse dem der Allgemeinheit voranzustellen. Er weist auf das Paradies hin, aber seine Leute möchten auch gern ein wenig mehr von den guten Dingen dieser Welt sehen und genießen, als er ihnen zugestehen will. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er jetzt da am meisten gilt und am mächtigsten ist, wo man am wenigsten in unmittelbare Berührung mit ihm kommt. Auf jenem geheimnisvollen zauberhaften Wege, auf welchem Nachrichten und Glaubensmeinungen sich im Orient fast mit Blitzesschnelle ausbreiten, ist sein Name und Ruf über das Rote Meer und die arabischen Wüsten geflogen und bildet gegenwärtig das Hauptgespräch von Marokko bis an die Ufer des Ganges. Diese Kunde kann in der ganzen muslimischen Welt örtliche Aufstände zur Folge haben. Aber zu Hause, unmittelbar vor seiner Thür, stößt der Mahdi auf den mächtigen Stamm der Rababisch, die Blume der arabischen Bevölkerung des Sudan, und diese zeigten sich bisher seinen Ansprüchen nicht günstig. Vor einigen Wochen sandte er ein etwa tausend Mann starkes Heer gegen sie aus, und dieses wurde in die Flucht geschlagen. Nichts kann also falscher sein als die Vorstellung, der ganze Sudan folge bereits den Fahnen des neuen Propheten. Gordon schätzte die Streitkräfte desselben in den Telegrammen, die er nach London sandte, offenbar im wesentlichen genau. Er behauptete, der Mahdi sei in El Obeid geblieben und werde wahrscheinlich ferner dort bleiben und anderwärts nur lokale Erhebungen ohne unmittelbaren Zusammenhang hervorzurufen imstande sein. Das dürfte sich bestätigen und sollte bis auf weiteres niemals aus den Augen verloren werden, wenn die Frage wegen des Sudan geprüft wird. Die dortigen Aufstände waren bisher durchaus örtlicher Natur und hatten nur eine allgemeine

Hauptursache: den Haß der Sudanesen gegen die sie knechtenden und aussaugenden Ägypter oder, wie man sie hier bezeichnet, die Türken. Während dieses Aufstandes sind etwa 20 000 ägyptische Araber umgekommen, wobei die 11 000 Mann des Hicks'schen Heeres eingerechnet, die in Kassala an der Grenze von Habesch, in Gondokoro, Sennaar und am Bachr Es Gazel eingeschlossenen Garnisonen dagegen nicht mitgezählt sind. Aber in jedem einzelnen Falle haben die Truppen des Khedive mit Aufständischen einer bestimmten Gegend zu kämpfen gehabt. Die Armee des Mahdi rekrutirte sich an Ort und Stelle, in Kordofan, und Hicks Pascha suchte den Propheten, nicht der Prophet den englisch-ägyptischen General auf. Ebenso war es in Sennaar und im östlichen Sudan. Der Mahdi hat, abgesehen von dem erfolglosen Zuge, den er zu Anfang seiner kriegerischen Thätigkeit nach Sennaar unternahm, sich niemals weiter als zwanzig deutsche Meilen von El Obeid weggewagt, und ebenso ist Osman Digma schwerlich weiter als halb soweit von seiner starken Stellung bei Suakin vorgerückt. Es ist daher geradezu komisch, wenn vor kurzem im Temps die Prophezeiung zu lesen war, der Mahdi werde im nächsten Herbst mit 200 000 Kriegerern aufbrechen, um Ägypten zu erobern. Seit dem September 1882 ist der große „Bekehrer“ in El Obeid, und niemals fand er Mittel, mit einem wirklichen Heere gegen Chartum vorzugehen, das nur fünfzig Meilen von da entfernt ist. Um das zu wagen, muß er erst die Stämme um sich herum mit einander zu einem kompakten Ganzen verschmelzen, und dahin scheint er noch ziemlich weit zu haben. Er wird vermutlich eines Tages Chartum einnehmen und vielleicht auch Berber, Shendy und Dongola in seine Gewalt bringen. Daß er aber eine Streitmacht sammelt, mit der er 350 Meilen weiter nach Norden, bis nach Kairo marschiren und siegen könnte, ist beinahe unglaublich, da er dabei die sechzig Meilen quer durch die fast wasserlose Koroskowüste zu passiren hätte. Man hört von dieser Wüste sprechen, als ob sie ein pfadloser Sandozean wäre, den man auf beliebigen Wegen durchziehen könnte. Nichts ist aber eine größere Täuschung. Die Natur hat nur eine Straße gelassen, da wo Brunnen sind, und so ist die Wüste ein Wall für Ägypten, den nur kleine Scharen überschreiten können, nicht aber ein großes Heer, der Mahdi müßte denn den Stab Moses von Allah empfangen haben, der für das ganze Volk Israel aus dürren Wüstenfeldern Wasser hervorsprudeln ließ.

Zuletzt noch ein paar Worte über die seltsamen Konsequenzen des Gordon'schen Manifestes wegen Wiedergestattung der Sklaverei im Sudan. England hat dieselbe länger als ein halbes Jahrhundert allerorten mit Eifer bekämpft, was, da es nicht aus purer Menschenfreundlichkeit geschah, nicht hinderte, daß man den amerikanischen Sklavenbaronen 1861 den Sieg wünschte. Jetzt liebügelt man mit der Institution auch im Sudan, während man an der Südoft- und an der Westküste Afrikas noch immer auf Schiffe mit schwarzem Sklavenfleisch fahnden läßt. Das hat im östlichen Sudan zu wunderlichen Vorgängen

geführt. Graham und Hewett hatten dort abessinische Kundschafter geworben, die vorzügliche Dienste leisteten. Jetzt hat man dieselben entwaffnet und entlassen wegen Meuterei, d. h. weil sie eine aus Kassala stammende Frau ihres Volkes, die in ägyptischer Sklaverei gehalten wurde, zu befreien versucht haben. Auch andre Sklaven, die ihren Herren entlaufen waren, weil sie frei zu sein glaubten, wo die britische Fahne wehte, sind von den englischen Militärbehörden in Suakin gefaßt und wieder in die Knechtschaft zurückgeliefert worden, darunter einer, welcher bei einem englischen Korrespondenten Zuflucht gesucht hatte. Admiral Hewett, der das verfügte, scheint sich entweder durch Befehle Gladstones oder durch die Bekanntmachung General Gordons in Chartum verpflichtet zu halten, nicht nur seine abessinischen Gehilfen für Befreiung ihrer Landsmännin zu bestrafen, sondern auch auf eigne Rechnung entwichene Sklaven ihren Herren wiederzuerwerben. Die „Habschin,“ die während der Schlachten von Deb und Tamai sich so nützlich erwiesen, sind eingesperrt worden, weil sie es nicht mit ansehen konnten, daß eine Abessinierin bei einem Nichtchristen gezwungen Dienste that und überhaupt sein Eigentum, also seinem Willen unterworfen war, und andre Knechte dortiger Türken und Araber wurden aus dem Schatten der britischen Banner, den sie in verzeihlichem Irrtum für befreiend gehalten hatten, wieder in ihr altes Verhältnis zurückgeschleppt.

Man darf für sicher halten, daß der tapfere Admiral und seine Beamten dies nicht aus eignem Antriebe gethan haben. Es ist wieder ein häßliches Beispiel der widerspruchsvollen Politik der jetzigen englischen Regierung, die nur zu Hause die Freiheit fördert. Der Admiral muß tief die Abgeschmacktheit empfinden, die darin liegt, daß England bei Zanzibar arabische Dhows, die Sklavenfracht am Bord haben, in den Grund bohrt und in Suakin seine Soldaten Sklaventreiberdienste verrichten läßt. Wie sich dies mit dem Rufe des „großherzigen“ Albion vereinigen läßt, ist schwerer zu sagen, als wie es zu demjenigen des „treulosen“ stimmt. Die Meinung der Völker des Festlandes wird leicht darüber ins reine kommen. Es ist gewiß zweierlei, wenn Gordon sich unter dem Drange der Umstände genötigt sieht, in Chartum und im Herzen des Sudan die Hausklaverei als eingewurzelte Sitte zu dulden, die er nicht abschaffen kann, und wenn die Vertreter Großbritanniens in Ostfudan und am Saume des Roten Meeres sich zu positiver Umkehr der Gewohnheit Englands, alle Sklaven zu befreien, wie durch ein Gesetz und Recht genötigt glauben. Liegt in dieser Meinung und diesem Verfahren irgendwelche Logik, so ist zu erwarten, daß wir nächstens erfahren, Admiral Hewett habe den besagten englischen Zeitungskorrespondenten vor ein Kriegsgericht gestellt, weil er einen entlaufenen Sklaven in seiner Wohnung ein Versteck gewährt. In der That, nicht leicht konnte dem englischen Publikum ein überraschenderer und beunruhigenderer Widerspruch mit seiner Überzeugung von der Pflicht Englands gemeldet werden als mit diesen Vorfällen.